

Liebe Leserinnen und Leser,

dass die Psychoanalyse sich in den gut 120 Jahren ihres Bestehens sehr verändert hat, daran besteht kein Zweifel. Wir denken, wenn wir uns diese Entwicklung vor Augen halten, jedoch vor allem an den Wandel oder die Neuentwicklung zentraler Konzepte der Psychoanalyse – an die Schulbildungen, an die Reformen der Technik oder an die veränderten psychoanalytischen Vorstellungen davon, was in unseren Patienten vorgeht und wie dies zu nennen sei. Die Objektbeziehungstheorien und die französische Psychoanalyse diesseits und jenseits von Lacan, das Konzept der Gegenübertragung, die projektive Identifizierung oder der Begriff des Narzissmus mitsamt dem Spektrum an psychischen Störungen, in denen ihm eine Hauptrolle zugebracht wird, sind Beispiele für solche Umwälzungen. Deren Begrifflichkeiten waren Freud und den Analytikern der ersten Generation entweder unbekannt oder bedeuteten ihnen etwas anderes als uns heute. An den Modifikationen der Behandlungstechnik wird dieser Wandel besonders deutlich, und uns ist in der Regel sehr bewusst, wie stark sich die Technik, die wir heute bei unseren Patienten anwenden, von jener unterscheidet, mit deren Hilfe Freud seine Patienten analysierte.

Doch es sind nicht nur diese spektakulären Veränderungen, die den Wandel der Psychoanalyse kennzeichnen; jenseits der Revolutionen, der Schulbildungen und der in ihrem Gefolge stattfindenden Auseinandersetzungen – die nicht aufhören, uns zu beschäftigen, weil sie fundamentale Auffassungsunterschiede zu Tage bringen – vollziehen sich auch andere, recht unscheinbare Veränderungen, die meist unter unserer Bewusstseinsschwelle bleiben. Sie gehen in Form einer eher unspektakulären Arbeit vor sich, die von zahlreichen Analytikern in zahlreichen kleineren Beiträgen offenbar in einer Art von unausgesprochenem Konsens geleistet wird, und bestehen in einer langsam voranschreitenden Differenzierung und Präzisierung, manchmal auch Neuschöpfung von Begrifflichkeiten, die unsere Sicht auf das psychoanalytische Geschehen erweitert und bereichert. So ist es erstaunlich, wenn wir einem Begriff begegnen, der aus dem psychoanalytischen Diskurs nicht mehr wegzudenken ist, über dessen Entwicklung und Geschichte die meisten von uns aber kaum etwas zu sagen wüssten.

Ein Beispiel solch einer unscheinbaren Entwicklung eines ganz »selbstverständlichen« Konzepts ist der Begriff des *Rahmens*. Wann tauchte dieser Terminus zum ersten Mal auf? Hat Freud ihn schon verwendet oder entstand er erst später? Wüssten Sie, verehrte Leserinnen und Leser, das zu sagen? Und *Was ist denn das überhaupt – der Rahmen? oder Wo befindet sich das Material der Sitzung?*

In seinem Artikel, dessen Titel aus genau diesen Fragen besteht, beschäftigt sich *Leopoldo Bleger* damit, was Analytiker unter dem Rahmen verstehen, wie der Rahmen zutage tritt, was er sichtbar werden lässt, was er verschleiert und welche Bedeutung er für das analytische Paar hat. Es war der Vater des Autors, José Bleger, der 1967 eine der ersten grundlegenden Arbeiten über den Rahmen geschrieben hat; wir können lesend mitvollziehen, wie nun, eine Generation später, sein Sohn die Geschichte befragt, um den Begriff des Rahmens aus seiner Entwicklung heraus zu verstehen und sich sorgfältig mit den Gedanken seines Vaters und anderer Autoren, die sich mit dem Rahmen befasst haben, auseinanderzusetzen. So gewinnen wir einen Einblick in die Debatten, die seit den 1960er-Jahren zu diesem Thema stattfinden, und können auch den Einfluss abschätzen, den die durch die verschiedenen Störungsbilder erzwungene Modifikation der Technik auf dieses Konzept und seine jeweils verschiedenen Auffassungen hatte. Des Weiteren arbeitet Bleger die gleichsam negative Funktion des Rahmens heraus, die ja darin besteht, das analytische Geschehen möglichst gut sichtbar zu machen und die Analyse nach Art einer »fördernden Umwelt« (Winnicott) insgesamt zu unterstützen, während jenes Set von Übereinkünften, das den Rahmen darstellt, in den Hintergrund treten und unsichtbar bleiben soll – und er diskutiert die Schwierigkeiten, die damit einhergehen und eine analytische Fußangel darstellen, wenn der Analytiker vergisst, dass er gar nicht über den Rahmen verfügt, sondern ihm ebenso unterworfen ist wie der Analysand, wenngleich auf ganz andere Art. Denn der Rahmen ist nichts, was man ein- oder ausschalten kann, nichts, was in einem Fall vorhanden, in einem anderen nicht vorhanden ist – er existiert, ob wir wollen oder nicht. Er kann allerdings ins Wanken geraten, Risse bekommen oder auch brechen; und aus diesen Bruchstellen quillt jene Intimität, die eine Analyse in verstörender oder in fruchtbarer Weise erschüttern und auch voranbringen kann.

Auch *Charles Mendes de Leon* befasst sich mit dem Wandel eines Konzepts, wenn er die *Hysterie heute* thematisiert; allerdings hat dieses Störungsbild seinen Höhepunkt bereits überschritten und ist anscheinend zunehmend im Schwinden begriffen – zumindest in der Theorie und ganz bestimmt in den Diagnosekatalogen von ICD und DSM, die ja nicht ohne Einfluss auf die Psychoanalyse bleiben (obwohl die Psychoanalytiker das nicht unbedingt gerne hören). Doch in den psychoanalytischen Praxen geht die Hysterie immer noch »ein und aus«, wie Mendes de Leon schreibt (S. 295) und uns mit seinen Fallvignetten demonstriert. Der Autor schärft unseren Blick für konversionshysterische Symptome, denen wir auf der Couch oder im Sessel heute durchaus noch begegnen können, wobei er jedoch feststellt, dass diese Symptome heute eher beiläufig auftreten, während die Behandlung meist eigentlich aus anderen, sozial »verträglicheren« Gründen begonnen wird – was zur »Globalisierungsgewinnerin« Hysterie (S. 288) insofern besonders gut passt, als sie eine Virtuosa

in Sachen sozialer Anpassung ist. Nachdem er auch das Verschwinden von Konversionssymptomen hinter den Türen der neurologischen Ambulanzen thematisiert hat, beschäftigt sich Mendes de Leon schließlich mit den Unterschieden zwischen Hysterie und Borderline-Fällen. Stets unterhaltsam, anschaulich und seine Überlegungen durch klinische Vignetten anreichernd, versäumt er es auch nicht, dem »ausgehärteten« »Jargon der Psychodynamik und Psychoanalyse«, der »den Dialog mit dem Leser eingestellt« hat (S. 293), so nebenbei eins überzuziehen und zu demonstrieren, wie anregendes Denken funktioniert.

Mit dem nächsten Wandel in der Psychoanalyse beschäftigt sich kritisch *Friedl Früh*, indem sie *Das Kind als Herausforderung für die Theoriebildung in der Psychoanalyse* thematisiert und sich *Sigmund Freud, Jean Laplanche und die Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie* vornimmt. Sie geht zuerst zu den Anfängen der Psychoanalyse zurück, um den Finger auf jene Bruchstelle in Freuds Theoriebildung zu legen, die uns als »Abwendung von der Verführungstheorie« geläufig ist. Im Dialog mit Ilse Grubrich-Simitis' bekannter Arbeit *Trauma oder Trieb* setzt Früh sich damit auseinander, welche Implikationen es hat, wenn die Konzeption der Entwicklungsdynamik – bereits bei Freud – von der Betonung des äußeren Objekts abrückt und vermehrt die Phantasie akzentuiert; denn dadurch würden Trauma und Trieb in einen Gegensatz zueinander geraten, der die Beteiligung des Erwachsenen an der Entstehung der infantil-sexuellen Phantasien verschleierte. Was dabei auf der Strecke bleibe, sei der zweizeitige Ansatz der menschlichen Sexualentwicklung, der das Heraufführen einer direkten Entwicklungslinie von kindlichen Verhaltensweisen und infantiler Sexualität hin zur Psychodynamik des Erwachsenen und seiner Sexualität ausschliesse, wobei jener zweizeitige Ansatz von den psychoanalytischen Theoriebildungen der Gegenwart tatsächlich zunehmend vergessen (verdrängt?) werde. Darüber hinaus verschleierte das von Freud eingeführte Konzept der phylogenetischen Phantasie, die ja auf einer historischen Realität basieren soll, den Gegensatz zwischen Phantasie und Realität. Auf Jean Laplanche rekurrierend, zeigt Friedl Früh, wie stattdessen mit der allgemeinen Verführungstheorie »dem Aspekt der lebensnotwendigen Abhängigkeit des Kindes von der Fürsorge des Erwachsenen« ein »real nachweisbarer Stellenwert eingeräumt« (S. 305) werden könne, der die psychoanalytische Theoriebildung darüber hinaus davor bewahre, mit der »Einteilung in Entwicklungsphasen« auf die Stufe einer »naive[n] Entwicklungspsychologie« (S. 307) zurückzufallen.

Ein explizit historisches Thema nimmt sich *Georg Augusta* vor, wenn er *Freuds Vorlesungen zur Psychoanalyse an der Wiener Universität* untersucht. Ihn interessiert die historische und kulturelle Einbettung der Vorlesungen, und mithilfe einer Fülle von Archivmaterial und historischen Belegen recherchiert er minutiös die Umstände und Bedingungen, unter denen Freud seine einführenden Lehrveranstaltungen in die Psychoanalyse an der Universität Wien

gehalten hat. So rekonstruiert Augusta nicht nur, in welchen Räumlichkeiten die Vorlesungen stattgefunden haben, wie die Hörerzahlen sich entwickelten oder von welchen Fakultäten die Hörerinnen und Hörer kamen, sondern auch wer sie besuchte. Er stößt dabei auf Namen wie Dora Teleky – eine der allerersten Medizinerinnen in Österreich und die erste Frau, die Freuds Vorlesungen besuchte –, die Schriftstellerin Camilla Lucerna, die Mathematikerin Emmy Pisko, die später Hanns Sachs heiratete, den Pädagogen und Psychologen Carl Furtmüller, den Begründer der italienischen Psychoanalyse Edoardo Weiss, Helene Deutsch oder Lou Andreas-Salomé; aber auch einige von Freuds späteren Gegnern wie Rudolf Allers oder Emil Raimann fanden sich unter den Zuhörern. Viele der Genannten kommen mit Schilderungen über den Ablauf der Vorlesungen zu Wort, und die Atmosphäre, die sich uns durch diese Berichte vermittelt, berührt eigenartig, wenn davon die Rede ist, wie Freud, der den bürgerlichen Konventionen in seinem Auftreten stets gewissenhaft Rechnung trug, danach trachtete, eine Atmosphäre des gemeinsamen Denkens und Verstehens zu schaffen, die nicht durch verzichtbare sprachliche oder auch räumliche Hürden im Hörsaal selbst beeinträchtigt werden sollte.

Diesem letzten regulären Artikel des vorliegenden Hefts folgt ein ausführlicher Essay von *Friedrich-Wilhelm Eickhoff* über Wulf Hübners Buch *Sprache und Leib*, und wenn es auch hier darum geht, die Freud'sche Theoriebildung aus einer modernen sprachanalytischen Perspektive neu zu lesen und damit ein klassisches Konzept in seiner Bedeutung für die Gegenwart zu würdigen, so haben auch die nachfolgenden Rezensionen einen historischen Schwerpunkt: *Galina Hristeva* hat Marco Concis und Wolfgang Mertens' Band *Psychoanalyse im 20. Jahrhundert* für uns gelesen, der die Geschichte der Psychoanalyse anhand von zwölf Biografien bedeutender Analytikerinnen und Analytiker nachzeichnet, und *Cord Barkhausen* hat sich in Edith Sheffers Studie *Aspergers Kinder* vertieft, die den Lebensweg des »Erfinders« der gleichnamigen Diagnose und seine Tätigkeit in den Institutionen der Kindereuthanasie in der NS-Zeit aufarbeitet.

Es ist also ein Heft über den Wandel der Psychoanalyse, das Sie hier in Händen halten und das Sie noch im Sommer erreichen wird, in dessen Hitze Sie sich den darin enthaltenen Texten hoffentlich mit Muße und Interesse – und der Möglichkeit einer Abkühlung widmen können. Denn ein anderer Wandel ist es, der die Weltöffentlichkeit in diesen Monaten beschäftigt und uns die Frage abnötigt, mit welchem Wandel unserer Lebensweise wir auf eine Bedrohung bisher ungekannten Ausmaßes reagieren werden. Das Rad der Geschichte lässt sich nicht zurückdrehen, hören wir allenthalben, und die Wahrheit dieser Behauptung lässt sich nicht leugnen. Die Frage, welche Form der Wiedergutmachung angesichts des gegenwärtigen rückhaltlosen Konsums und der damit einhergehenden Zerstörung unserer Welt wir wählen können, und ob Verzicht überhaupt eine Option ist, wenn das Rückgängigmachen von Entwicklungen

unmöglich ist – diese Frage wird unser Verhältnis zur Geschichte wohl zutiefst betreffen.

Dass die Psychoanalyse ein klein wenig dazu beitragen möge, den Entwicklungen der Gegenwart ins Auge zu sehen und ihre Verleugnung zu vermindern, das wünscht Ihnen und uns allen

Sabine Schlüter

Wien, im Juli 2019